

Falih Rifki, Ordonnanzoffizier Cemal Paschas in Jerusalem (1915-17)

Falih Rifki [Atay], *Zeytindagi [Ölberg]*, Istanbul: Bates, 1981 (Erstausgabe Istanbul 1932). Es handelt sich um eine Retrospektive unter Verwendung zeitgenössischer Tagebuchnotizen. Übersetzung H.-L. Kieser. Zu Falih Rifki vgl. auch Lewis, Geoffrey, «An Ottoman Officer in Palestine, 1914-1918», in: Kushner, David (Hg.), *Palestine in the late Ottoman period. Political, social and economic transformation*, Jerusalem: Yad Izhak Ben-Zvi, 1986, S. 402-15.

1 Nach Damaskus war es auf dem Weg zum Stabsquartier der Vierten Armee, wie wenn man sich in ein Gotteshaus zurückzog, es war ein Klima des Terrors [*terör*], dass einem schwindelte. Die Stimmen wurden leise, und der Name Cemals wirkte, als wäre er der Thora oder dem Evangelium entnommen. [...] Das Stabsquartier befand sich im Deutschen Sanatorium auf dem Gipfel des Ölbergs in Jerusalem. [...] Es war ein
5 blitzsauberer, erdrückender, grosser deutscher Bau. Jeder, ob Offizier oder einfacher Soldat, bewegte sich auf den Zehenspitzen, gelegentlich kreuzte man auf dem breiten Gang die Schwestern, die sich um Kost und Logis kümmerten. [...]

Das Zimmer [von Cemal Pascha] war gross. Links sah man den Jordan und Lots See [das Tote Meer], rechts die Stadt Jerusalem, davor ein russisches, Moskofiye genanntes Gebäude und Gärten. [...] Cemal war damit
10 beschäftigt, Papiere zu unterzeichnen. [...] Nach einer Weile wandte er seinen Kopf, liess seinen Blick über mich schweifen und sagte dem zweiten Offizier: «Befehlen Sie dem Adjutanten, dass er die Würdenträger von Nablus herbeiruft.» Es war ein eigentümlicher Moment, als die Gruppe durch die Türe eintrat. Der Entscheid auf Tod oder Leben konnte mit einem Wort gegeben werden, jeder hielt einen Moment inne, beendete das im Vorzimmer begonnene Gebet, strich sich über das Gesicht und trat ein. Wer sein Gebet noch nicht beendet
15 hatte, lehnte sich an den von hinten stossenden Gefährten an.

Ungefähr 20 Personen reihten sich vor dem Fenster Richtung Jerusalem auf. Der Kommandant drehte sich weder um noch schaute er hin. Er beugte sich über jedes Blatt des Heftes mit den Unterschriften, kritzelte, schrieb und murmelte zwischendurch Befehle und Fragen wie: «Was ist das? - So eine Antwort will ich nicht. - Bringt dies dem Generalstabschef.» Ich beobachtete, wie das Antlitz der Männer von Nablus immer bleicher wurde. [...] Wisst ihr, wie gravierend die Verbrechen sind, die ihr gegen den Staat, dem ihr untertan seid, begangen habt?» Einige Hände und Nacken bewegten sich in der Reihe, Ausdrücke [der Entschuldigung und Unterwürfigkeit] wie «Estagfirullah, Estaizübillah» ertönten. Mit einem Blick liess der Kommandant das Gemurmeln verstummen und schrie: «Schweigt. Wisst ihr, was die Strafe für diese Verbrechen ist? [...] Die Exekution, die Exekution. Aber sagt der erhabenen Barmherzigkeit des Hohen Osmanischen Staates Dank,
25 denn für den Moment begnüge ich mich, euch und eure Familien nach Anatolien zu verbannen [*neyfetmek*].» (S. 13-15)

2 Das Wort «Jerusalem» wird mit Christentum assoziiert. Aber es gibt weder in Jerusalem noch in Palästina ein christliches Problem. Das Christentum in Jerusalem ist eine politische Angelegenheit des orthodoxen Petersburg, des protestantischen Berlin, des katholischen Rom und des anglikanischen London. Jerusalems lokales Problem hingegen ist das jüdisch-arabische Problem: eine Handvoll Juden, sechshunderttausend
5 Araber!

Von Jaffa bis nach Jerusalem habe ich das jüdische Palästina einige Male durchreist. Die neuen Städte und Dörfer sind das Werk der Juden. Das ist nicht ein neues, sondern ein ganz neues Palästina. In den Dörfern üben englische Juden, die abends einen Smoking tragen, die Vorsteherschaft aus. Deutschjüdische Mädchen mit roten Backen kehren Lieder singend auf eleganten Kutschen vom Weinberg ins Dorf zurück. Die muslimischen Araber stehen im Dienste dieser Herrschaften: Die Trauben presst der arabische Tagelöhner, den Wein trinkt der wohlgenährte Jude. [...] Die Juden haben keine Loyalitätsbezeugung gescheut, um den Wirbeln des Schreckensregimes zu entgehen. In ihren Dörfern haben sie uns immer die reifsten Orangen und den besten Wein gereicht. Einmal [...] sagte mir ein Dorfvorsteher gleichen Alters wie ich, der einen weissen Smoking trug: «Wir möchten dem Kommandanten Pascha heute Abend ein Gedicht vorlesen. Welches sollen wir wohl
15 nehmen, damit es seiner Exzellenz dem Pascha gefallen mag?» Im neuen Palästina wird deutsch, englisch, französisch, kurz jede Sprache gesprochen, nur nicht hebräisch, die Sprache der Juden, türkisch, die Sprache des Staates, und arabisch, die Sprache der Mehrheit. [...]

Der Weizen kam von Nordsyrien. Palästina konsumierte ihn, denn da war die Front, der grösste Verbraucher. Um Mangel und Hungersnot vorzubeugen, war es nötig, die Juden Palästinas bis zum Kriegsende in die Produktionsgebiete zu senden und dort anzusiedeln. Ich bin nicht sicher, ob dies der wahre Grund war oder ob die Juden [definitiv] deportiert werden sollten. Kaum vernahmen die einander bekriegenden Nationen von der Eventualität einer Deportation der Juden, da wurden sie einig im Widerstand gegen uns. Die jüdischen Bankiers [sic] schafften es, die Protestanten, Katholiken, Anglikaner, Orthodoxen, kurz alle Christen gegeneinander in den Krieg zu stürzen, den ungesäuerten Teig von 1914-18 mit Christenblut zu kneten und die ganze Kirche im Interesse der Synagoge gegen die Moschee zu lenken.

Jaffas herrschaftliche Häuser, Hotels, Orangenhaine, das seit vielen Jahren im Aufbau befindliche jüdische Heim verlassen und in die Lehmhäuser und Weizenfelder von Hama und Homs verfrachtet zu werden - niemals! Aber Cemal Pascha war kein unerfahrener Politiker. Er wusste, wer die Führer der Zionisten waren. Er berief ihre Oberhäupter und sprach zu ihnen: «Eines von beidem: Entweder werde ich euch deportieren, so wie es mit den Armeniern geschah. Ihr würdet eure Häuser, Weinberge und Gärten verlassen und zu Fuss Richtung Weizenfelder ziehen. Oder ich mache einige von euch zu Wächtern über eure Häuser, Weinberge und Gärten und unterstelle ihnen Gendarmen und Soldaten. Wer eine Orange anrührt, den werde ich exekutieren lassen. Aber wenn ihr diese zweite Option wollt, dann müssen morgen früh alle Zeitungen in Wien und Berlin schweigen.» [...] Sie gingen zur Telegrafestation des Stabsquartiers. Mit zwei Zeilen brachten sie diese zwei Städte, und dazu noch London und Paris zum Schweigen. Tatsächlich räumten sie Jaffa und zogen, ohne dass ihnen ein Haar gekrümmt wurde, nach Hama und Homs. Kein Araber kam in den Genuss einer ihrer Orangen. Ein Grund für ihre Deportation war auch, dass das jüdische Palästina ein Nest für Spione darstellte. (S. 61-63)

3 Vom Gesetz, das für die Deportation der Armenier gemacht wurde, profitierte auch die Vierte Armee, indem sie die Methode anwandte, «die als schädlich betrachteten Personen und ihre Familien bis zum Kriegsende zu verbannen». Jeden Tag empfangen wir von den Provinz- und Sandschakverwaltungen Gesuche: «Diese und jene Familie ist schädlich, es wird um die Erlaubnis gebeten, sie an einen geeigneten Ort zu verbannen». Die Antwortformel war kurz: «Es ist zweckmässig, sie nach ... [Orte in Anatolien] zu verbannen.» (S. 78)

4 Ich bin auf dem Gipfel des Ölbergs. Ich blickte zu Lots Meer und den Bergen. Noch weiter weg liegen der linke Rand des roten Meeres und Jemen. Wenn ich den Kopf umdrehe, sticht mir die Kuppel der Grabeskirche in die Augen. Weiter unten sind der Libanon und Syrien; Wüste bis zum Suezkanal und bis zum Golf von Basra, einige Städte und über allem unsere Fahne! Ich bin das Kind dieses riesigen Reiches. Der arme, nackte Jesus war in Nazareth Lehrling eines Schreiners; als er unten am Ölberg vorbeikam, hatte er einen eigenen Esel. Wir jedoch wohnen in Jerusalem als Mieter. Nicht nur türkisches Papiergeld wurde diesseits von Aleppo nicht akzeptiert, auch die Sprache und die Türken selbst nicht. Gleich wie Florenz nicht uns angehörte, so auch nicht Jerusalem. Wie Touristen spazierten wir in seinen Strassen. [...]

Das osmanische Sultanat hat zwar eine solide Bürokratie, aber die ist [hier] halb oder ganz arabisch. Ich traf auf arabisierte Türken, aber einen türkisierten Araber sah ich nie. [...] Diese [nichttürkischen] Elemente haben wir weder ausgebeutet noch dem Vaterland assimiliert. Das Osmanische Reich war hier bloss ein unentgeltlicher Strassen- und Landwächter.

(S. 39 f.)

5 Als ich eines Morgens ins Zimmer des [nach Damaskus umgezogenen] Kommandanten eintrat, sah ich seine vom Weinen ermüdeten Augen: Jerusalem war in der Hand der Engländer. Wie heldenhaft dort die letzten Türken gekämpft hatten, entnahm ich den Chiffre-Telegrammen, die auf dem Tisch lagen. Nicht wie die Israeliten, sondern wie Türken haben wir Jerusalem verlassen. [...] Von nun an dachten wir nur noch an Anatolien und Istanbul. Adieu Imperium, adieu all seine Träume und Wahnvorstellungen. [...]

Anatolien schaute auf uns alle voll Groll, Zweifel und Misstrauen. Hunderttausende von Kindern hatten wir dieser Mutter vom Busen gerissen, und wir selbst kehrten reuevoll zurück. [...] «Hätte ich doch nur hier eine Aufgabe übernommen», sagte er; aber 1914 war Cemal Paschas Glaube ans Imperium noch gewaltig gewesen. Er hatte nicht daran gezweifelt, Syrien und Palästina osmanisieren zu können. (S. 74 und 92)